

## Und sowas von müde...

### Die Beschädigung der Eltern durch das Kind

Der 42jährige Florian ist ein erfolgreicher Jurist, Vater von zwei Töchtern im Kindergarten- und Grundschulalter. Er arbeitet in der Rechtsabteilung einer grossen Privatbank. Seine Frau Betsy ist ein Jahr jünger. Sie hat ebenfalls Jura studiert, aber wegen der Kinder ihre Stelle gekündigt; sie macht jetzt eine Ausbildung als Heilpraktikerin. Sie engagiert sich sehr für Homöopathie, seit sie durch eine solche Behandlung von einem hartnäckigen Hautauschlag befreit wurde.

"Wir sind mit unserer Ehe am Ende", sagt Betsy. "Florian war ein aufgeweckter Kerl, ein richtiges Energiebündel, als wir uns kennenlernten. Und jetzt kommt er nach Hause und nölt, dass die Kinder so laut sind, er hat den ganzen Tag malocht, soviel Stress im Büro, er braucht seine Ruhe. Anfangs habe ich mich gefreut, wenn er nach Hause kam, ich dachte, er macht dann was mit den Kindern und ich kann mal in ein Buch schauen oder auf einen Kurs gehen. Aber dazu ist er viel zu müde.

Also bringe ich die Kinder ins Bett, und - komisch, als ob er mich angesteckt hätte - ich bin dann auch todmüde, schlafe meist in einem der Kinderzimmer fast ein, schaffe es grade noch, mir die Zähne zu putzen und bin weg. Sexuell passiert gar nichts mehr, Florian sitzt dann vielleicht noch ein oder zwei Stunden vor dem Computer, obwohl er am nächsten Tag früh aufstehen muss.

Solchen Szenen begegnet der Paartherapeut fast jeden Tag. Florian hat geduldig Betsys Schilderung gelauscht. Die Initiative zur Therapie ging von Betsy aus, er findet seine Ehe nicht am Ende, sondern ganz normal ebenso seine Müdigkeit nach einem langen Arbeitstag im Büro. Schliesslich geht keiner von ihnen fremd, sie lieben die Kinder, da gäbe es schlechtere Ehen.

Im Einzelgespräch schildert Florian seinen Arbeitstag. Er blüht auf, sobald er bemerkt, wie sich der Therapeut für das interessiert, was er macht; es ist eine Art Unternehmensberatung für grosse Darlehenskunden, wo Florian zwar seine juristische Ausbildung gut brauchen kann, aber auch ständig dazulernen muss. Er hat ein kleines Team, junge, dynamische Leute, sie sitzen zusammen, schmieden Pläne, gestalten Präsentationen. Es wird deutlich, dass Florian nach neun Stunden Arbeit keineswegs erschöpft ist. Er nimmt gut gelaunt noch mit dem einen oder anderen Kollegen einen Drink, ehe er in die S-Bahn steigt und in den Vorort fährt, wo er seiner Familie ein schönes Haus gekauft hat, zehn Minuten zu Fuss vom Bahnhof. Und wann wird er müde? Schlagartig, sagt Florian, schlagartig, sobald der Zug in den Bahnhof einfährt und er nach Hause geht, wo Betsy und die Kinder auf ihn warten.

Er ruft mit dem Handy durch, damit sie wissen, wann er kommt. Und dann ist es, als ob aus irgend einer unsichtbaren Quelle Blei in ihn fliesst und er mit jedem Schritt müder wird. Erst jetzt merkt er, wie anstrengend die Arbeit war und wie vollständig kaputt und zu gar nichts mehr in der Lage er sich fühlt, leer, ausgebrannt.

Die meisten Ehen zerbrechen an solchen Müdigkeiten. Sie sind der unauffällige Anfang von Auflösungserscheinungen, deren Tragweite erst erkannt wird, wenn beispielsweise einer der

Partner eine neue Beziehung beginnt. Florians Verwandlung aber ist das Ergebnis einer unbewussten Konkurrenz mit seinen Kindern um die Babyposition.

Solange Betsy ebenso wie er beruflich engagiert war, gab es nach Feierabend einen allmählichen, gemeinsamen Übergang aus der professionellen Anspannung in die Freizeit. Jeder fühlte sich darin von seinem Partner unterstützt und verstanden. Es herrschte eine Symmetrie der Erwartungen; es war möglich, über die Kollegen oder den Chef zu lästern und dann sich gegenseitig in den kleinen Kränkungen zu trösten, die in der Leistungswelt fast unvermeidlich sind. Florian fühlte sich von Betsy anerkannt; Betsy von Florian. "Dein Chef kann froh sein, dass er dich hat, er wird sich schon wieder einkriegen!" "An dir liegt es sicher nicht, dass dich die Kollegin schneidet; ignoriere sie, und sie wird sich schon wieder besinnen, du kommst doch mit allen Menschen gut aus, bei deinem Charme!" Entscheidender noch ist in diesen harmonischen Zeiten einer Liebesbeziehung das Nichtgesagte - bewundernde Blicke, Zärtlichkeiten, Erotik.

Dann wird ein Kind geboren. Beide haben es sich gewünscht, sehen darin ein Zeichen, wie gut sie sich verstehen und wieviel Halt sie aneinander haben. Und doch verändert das Baby alles. In einer bäuerlich oder handwerklich bestimmten Vergangenheit festigten Kinder eine Zweierbeziehung; in den individualisierten Beziehungen der Moderne treibt die Geburt des ersten Kindes die Scheidungsrate auf den Gipfel. Eine gute Beziehung zweier belastbarer Personen kann mit Mühe noch Kurs halten; eine von unausgesprochenen Wünschen und hoher Rücksichtnahme auf die Kränkbarkeit des Partners belastete Partnerschaft geht zu Bruch.

Die Krise hängt damit zusammen, dass moderne Beziehungen frei sind und jeder Partner sich seine Rolle erarbeiten muss. Wo er leistet, will der individualisierte Mensch auch einen Lohn; wo er etwas für den Partner tut, will er Anerkennung vom Partner. Solange zwei Erwachsene miteinander arbeiten und füreinander sorgen, ist es leicht, hier Symmetrie zu wahren und ein Grundgefühl gerechter Verteilung zu sichern. Sobald aber ein Baby versorgt werden muss, wird das erheblich schwieriger. Florian und Betsy haben sich immer wieder, oft ohne es zu merken, schmerzhaft in ihren Anerkennungswünschen frustriert; Florian vermisst Betsy Anerkennung für seine beruflichen Leistungen; Betsy Florians Bewunderung, wie gut sie den Verzicht auf den Beruf und den Stress der Kinderarbeit bewältigt. Unbewusst steckt in ihren Müdigkeiten Neid und Wut; Betsy findet, Florian konsumiere eiskalt ihre Bereitschaft, auf ihren Beruf zu verzichten und mit den Kindern zu versauern; Florian fühlt sich ausgenutzt - Betsy gibt sein sauer verdientes Gehalt aus und sagt nicht danke. Aber da doch beide sich entschlossen haben, sich zu lieben und eine gute Ehe zu führen, passen diese Gefühle nicht in ihre Selbstbilder - daher der plötzliche Einbruch von Müdigkeit, wenn Wut und Neid anders nicht mehr verleugnet werden können.

Moderne Partner sind angesichts der riskanten Bastelei einer Ehe in individualisierten Zeiten auf sich gestellt. Sie hoffen auf die Möglichkeit, liebevolle Gefühle und feste Strukturen (wie sie für die Erziehung eines Kindes nötig sind) zu verknüpfen, sie gar in harmonischen Einklang zu bringen.

Sie können nicht voraussehen, welche Gefahren ein Kind für ihre Beziehung mit sich bringt. Sie sehen zuerst nur die Chancen: die Erfüllung der Sehnsucht, sich zu verjüngen, unsterblich zu werden, eigene biologische Möglichkeiten auszuschöpfen, sich auf eine feste Bindung, eine

nicht mehr rückgängig zu machende Verpflichtung einzulassen, die sie dann auch von Seiten des Kindes erwarten dürfen.

Aber das Baby weckt schlummernde Kräfte, die in unberechenbarer Weise gegen die erotische Faszination zwischen Mann und Frau wirken. Die Folgen erinnern manchmal an die Berichte mittelalterlicher Reisender vom Magnetberg. Er entfaltet eine unwiderstehliche Anziehung. Wenn eine Barke zu dicht an ihn herangesegelt, reisst die magnetische Kraft die Nägel aus den Planken; das Schiff löst sich auf oder zerschellt an den Klippen. Ganz ähnlich reisst das Baby die unsichtbaren, symbiotischen Bindungen aus der Beziehung an sich. Es stellt höchste Ansprüche an sprachlose Einfühlung und Kränkungsverarbeitung; für den Partner bleibt wenig - zu wenig. Florians Müdigkeit, sobald er in Betsys Nähe kommt, drückt Rückzug aus, eine primitive Selbstversorgung. Er stellt sich sozusagen schlafend, bis ihn am nächsten Morgen der Kuss einer interessanten Aufgabe wieder weckt.

### **Geschüttelt, nicht gerührt**

Die Müdigkeit der Väter lässt zwar Frauen und Kinder unzufrieden zurück, schützt diese jedoch auch vor Schlimmerem. Jährlich sterben in Deutschland sicher einige hundert Babys an einem Schütteltrauma. Entdeckt werden nur die wenigsten Fälle. In einer Grossstadt wie München sind es fünf bis acht pro Jahr. Früher wurden diese Kinder mit der Diagnose "Plötzlicher Kindstod" als tragische Opfer jäh aufgetretener Infektionen gesehen. Erst die Kernspintomographie ermöglicht eine Diagnose. Sie wird nur in Ausnahmefällen gestellt, denn der Gedanke will niemandem in den Kopf, dass diese erschütterten Eltern, die alles nur gut machen wollten, den Tod ihres Babys verursacht haben sollen.

Es ist die dritte Ehe des 47jährigen Vaters, eines Managers, der im Herbst des Jahres 2007 in München-Stadelheim in Untersuchungshaft sitzt. Nach zwei fast erwachsenen Kindern aus erster Ehe hat er sich noch einmal beweisen wollen, dass ein moderner Vater genauso gut für seine Kinder sorgen kann wie die Mutter, eine Psychologin, die ihm vor sieben Monaten Zwillinge geboren hat. Er hat den Beruf zurückgestellt, um sie zu entlasten; beide haben sich die Aufgaben so geteilt, dass sie tagsüber für die beiden Mädchen zuständig ist, er nachts. In einer dieser Nächte kann der Vater den Schlaf seiner Frau nicht mehr beschützen. Er weckt sie um drei Uhr morgens: Eines der Babys liege so merkwürdig schlaff in seinem Bettchen. Als der Kinderarzt kommt, ist das Kind bereits klinisch tot, kann aber reanimiert werden, kommt in die Intensivstation einer Kinderklinik und stirbt dort nach wenigen Stunden. Die Obduktion ergibt eine Gehirnblutung mit entsprechendem Gehirnödem. Die Ursache: Ein Schütteltrauma.

Bei Babys ist die Nackenmuskulatur noch so wenig entwickelt, dass sie den Kopf aus eigener Kraft nicht halten können. Doch sind Blutgefässe und Nerven so elastisch, dass in der Regel nicht viel passiert, wenn jemand einen Säugling ungeschickt trägt, so dass sein Köpfchen wegsackt. Es gehören die Wucht und der Zorn eines psychisch überlasteten Erwachsenen dazu, um dem Baby das anzutun, was in den gerichtsmedizinischen Berichten als Schütteltrauma beschrieben wird. Die Halswirbelsäule wird überdehnt, Blutgefässe reissen, Wirbel brechen. Rudolf Wagner, Leiter des Fachkommissariats für die Misshandlung Schutzbefohlener in München, beschreibt solche Fälle: In einem Fall riss die Brückenvene vom Auge zum Gehirn; das Baby wurde blind. Ein anderes Baby wurde blind und taub; es kann nicht mehr schlucken und muss künstlich ernährt werden.

Paradoxerweise werden eher die leichten als die schweren Fälle entdeckt. Wenn das Schütteltrauma auch das Atemzentrum lähmt, stirbt das Baby. Da keine Verletzungen erkennbar sind, wird meist die Diagnose eines plötzlichen Kindstodes gestellt. Die Eltern haben dann meist schon vergessen, was sie mit ihrem Baby gemacht haben. Sie in ihren Kummer hinein wegen Körperverletzung mit Todesfolge zu verfolgen, wird sich auch der Arzt überlegen, der den Totenschein mit der inneren Frage ausstellt, ob da alles mit rechten Dingen zugeht.

Denn die Eltern schütteln ihr Kind ja nicht, weil sie es schädigen, ja umbringen wollen. Sie verhalten sich wie enttäuschte Liebende, die doch auch in gekränkter Wut sagen: "Ich möchte dich jetzt schütteln, bis du wieder der bist, der du sein musst!" Wenn sie körperlich dazu in der Lage sind, tun sie das vielleicht tatsächlich. Das gibt blaue Flecke an den Oberarmen und erlaubt die Entschuldigung, den anderen immerhin nicht geschlagen zu haben. Schütteln ist keine Strafe, sondern ein Versuch, zu verändern. Vom geschüttelten Baum fallen die Früchte; der geschüttelte Martini mundet James Bond besser als der gerührte.

Der psychologische Hintergrund ist eine Kombination aus Symbiose und Spaltung: Der Partner ist anders, als ich ihn mir wünsche. Ich fühle mich existenziell abhängig davon, dass er wieder so ist, wie ich ihn brauche. Daher gehe ich mit ihm um wie mit einem defekten Gerät: ich schüttele ihn, in der Hoffnung, dass beispielsweise ein Wackelkontakt überbrückt wird und alles wieder so läuft, wie es laufen müsste.

Es gibt viele beschauliche Sprüche über das Leben mit Kindern; einer davon lautet: "Kinder sind Gäste, die nach dem Weg fragen!" Vermutlich haben es sich die schüttelnden Eltern gerade so vorgestellt, und sie wollen aus ihrem Schreibaby herausschütteln, was es braucht und wohin es denn um alles in der Welt will. Sie würden ihm so gerne das Richtige geben, sie haben alles da, Fläschchen, Brust und Schnuller, Spielzeug und die Bereitschaft, es nach Jean Liedloff herumzutragen und kontinuierlich zu Herzen.

Aber es schreit trotzdem, und so kommt der Gedanke in den Elternkopf, dass da etwas falsch verdrahtet ist und durch energisches Schütteln wieder an den richtigen Platz kommen wird. Gut geschüttelt und schon wird aus dem Schreibaby ein funktionierendes Kind, das den Eltern Freude macht, das ihr Selbstgefühl stärkt und sie nicht an die Nachbarn denken lässt, die schon längst überzeugt sein müssen, dass sie schlechte Eltern sind, die ihr Baby schreien lassen.

Babyschreien direkt ins Elternohr übersteigt die akustische Schmerzgrenze. Wer sich nicht zurückzieht, wird taub, als ob er ohne Hörschutz in einem lärmintensiven Betrieb gearbeitet hätte. Babyschreien hat genau die Frequenz, die uns nach den Forschungen der Wahrnehmungspsychologen am meisten an die Nieren geht. Kleine Kinder sind gefährlich, gerade ihre ungezielten Bewegungen kommen überraschend und sind blitzschnell. Meine Jüngste hat einmal durch einen ebenso absichtslosen wie blitzschnellen Karatestoss mit dem Fingernagel meine rechtes Auge verletzt.

Es ist kein kleines Wunder der Verleugnung, dass die meisten Eltern ihre Babys als "süß" in Erinnerung behalten und viele Mütter es bedauern, dass Kinder so schnell groß werden. Ich plädiere für ein realistisches Baby-Bild, denn erst dann dürfen wir uns auf angenehme Überraschungen gefasst machen.

Liebe Eltern, erwarten sie ein cholerasches, äusserst reizbares Geschöpf, das sie ohne jeden erkennbaren Anlass in Grund und Boden schreit. Rechnen sie mit ihrem Baby wie mit einem brutalen Chef, dem ihr Wohlergehen vollständig gleichgültig ist und der von ihnen Überstunden fordert, ob sie nun erschöpft sind oder nicht. Gewöhnen sie sich an ein äusserst liebesbedürftiges Gegenüber, von dem sie wenig mehr Zuwendung erwarten dürfen als die schwäbische Ehefrau von ihrem Mann ("wenn ich nix sage, passt's!").

Neulich sprach ich mit einer Kollegin, die über die Erziehung der Kinder im Dritten Reich forscht. Damals war Johanna Haarer die führende Ratgeberin. Sie empfahl energisch, Säuglinge schreien zu lassen und sie an regelmässige Stillzeiten zu gewöhnen. Meine Kollegin verband diesen Rat mit dem Bestreben der Nazi-Autorin, die Mütter zur Produktion möglichst viele Babys zu ermutigen.

Bis weit in die fünfziger Jahre hinein hielten sich Eltern an diese Ratschläge; danach setzte sich allmählich die Überzeugung durch, es sei grausam, ein Baby schreien zu lassen. Meine Kollegin, 1948 geboren, erinnerte sich, dass ihre Mutter erzählte, sie habe den Kinderwagen weitab vom Haus in den Garten gestellt, um nicht durch Babygeschrei gestört zu werden. "Neurotischer als meine Patienten, die nach Bedarf gestillt wurden, bin ich wohl auch nicht geworden", sagte sie.

Wenn es für Erwachsene leicht wäre, ein Kind schreien zu lassen, hätten Sprüche wie "das kräftigt die Lungen!" niemals Konjunktur gehabt. So scheint es ebenso töricht, die Bereitschaft verbieten zu wollen, ein schreiendes Kind zu trösten, wie umgekehrt, schwere seelische Traumata vorauszusagen, wenn einmal die Eltern schlafen wollen und das Kind schreien lassen. Gefährlich sind nicht die einzelnen Reibereien, sondern ein Perfektionismus, der zu Explosionen von Kränkung und Wut führt, die am Ende gerade jene Babys gefährden, deren Eltern es ganz besonders gut machen wollen.

Erschienen in "Zeitzeichen", 2007